



# Donna Leon *Reiches Erbe*

*Commissario Brunettis  
zwanzigster Fall*

*Roman · Diogenes*

wütenden Blick zum Schweigen. Den beunruhigenden Anblick der Leiche hatte Brunetti inzwischen verdaut, und die Bemerkung des Mannes bestärkte ihn nur in seinem Verlangen, Tatsachen zu analysieren und nicht Gefühle. Hier war kein Einbrecher am Werk gewesen – zumindest keiner von der Sorte, wie sie in Venedig unterwegs war. Wer hier nach Gold, Schmuck oder Bargeld gesucht hätte, würde die Schubladen herausgerissen, <sup>[38]</sup> ihren Inhalt auf den Boden gekippt und überall verstreut haben, damit ihm bloß nichts entging. Diese untere Schublade hingegen sah für Brunetti nicht schlimmer aus als die seiner Tochter, nachdem sie dort nach einem bestimmten Pullover gesucht hatte. Oder die seines Sohns.

Der Kriminaltechniker neben dem Bett krabbelte polternd über die Dielenbretter, um den Stecker seiner Lampe zu ziehen. Langsam stand er auf, wickelte umständlich das Kabel um den Griff und schlang den Stecker unter die letzte Windung. »Ich bin hier fertig, Stefano«, sagte er barsch.

»Das wär's«, sagte Marillo hörbar erleichtert. »Ich bringe die Fotos Bocchese; er kann dann auch gleich die Fingerabdrücke überprüfen. Da sind jede Menge, manche wie gemalt. Er wird Ihnen den Bericht schicken, Signore.«

»Danke, Marillo«, sagte Brunetti.

Marillo nahm den Dank seines Vorgesetzten mit verlegenem Nicken entgegen, beschämt über seine mangelnde Hilfsbereitschaft. Der andere folgte ihm zur Tür, wo der dritte Techniker schon Kamera und Blitzlicht einpackte. Zusammen verstauten sie den Rest ihrer Ausrüstung. Als sie fertig waren, sagte Marillo nur noch gute Nacht und verließ mit seinem Team, das stumm blieb, die Wohnung.

»Ich seh mir das noch zu Ende an«, sagte Brunetti und ging in das Gästezimmer zurück. Vorhin war ihm nur aufgefallen, wie schlicht das Zimmer war, jetzt aber hatte er Zeit, sich genauer umzusehen, und stellte fest, dass es sogar noch bescheidener wirkte als auf den ersten Blick. Keinerlei Teppich auf dem Holzfußboden – kein Parkett, sondern schmale Bretter, verlegt bei einer bestimmt nicht kostspieligen <sup>[39]</sup> Renovierung, die vor einem halben Jahrhundert durchgeführt worden sein mochte. Neben dem Bett stand eine niedrige Kommode mit plumpen Beinen, darauf eine kleine Lampe mit gelbem Stoffschirm, an dem ringsum vergilbte Troddeln hingen. Ihm war, als habe eine Zeitmaschine ihn in ein Zimmer im Haus seiner Großmutter versetzt.

In der halb aufgezogenen oberen Schublade der Kommode lagen ein paar eingeschweißte Päckchen mit Damenunterwäsche: jeweils drei Stück, einfache weiße Baumwollhöschen in drei verschiedenen Größen. Paola hatte er noch nie in so etwas gesehen. Zweckmäßige Höschen, wie man sie im Supermarkt kaufte, nicht im Dessousgeschäft, praktisch, nicht modisch, und gewiss nicht dazu bestimmt, Aufmerksamkeit zu erregen. Er sah auch ungeöffnete Päckchen mit weißen T-Shirts, ebenfalls in drei Größen. Diese waren ordentlich in die Schublade geräumt, dazwischen ein Stapel gebügelter weißer Baumwolltaschentücher.

Er schob die Lade zu, jetzt brauchte er nicht mehr darauf zu achten, was er anfasste. Die nächste Schublade enthielt ein paar ungeöffnete Päckchen mit Damenstrumpfhosen und sechs oder sieben Paar Strümpfe, ebenfalls ungebraucht, alle grau oder schwarz und wieder in verschiedenen Größen und mit militärischer Präzision einsortiert. In der unteren Schublade lagen Pullover, Baumwolle auf der einen Seite, Wolle auf der anderen, auch wenn die beiden Stapel verrutscht waren. Immerhin waren die Farben etwas heiterer: einer rot, einer orange, ein anderer hellgrün, und obwohl alle getragen schienen, sah man ihnen doch an, dass sie gewaschen und gebügelt worden waren, bevor man sie in die Schublade gelegt hatte. Ein frisch gereinigter und gebügelter blauer <sup>[40]</sup> Flanellpyjama lag rechts neben den Pullovern, dahinter eine Schachtel mit Lavendelkissen.

Brunetti schloss die letzte Schublade. Er ließ sich auf ein Knie nieder und spähte unters Bett, aber da war nichts.

Als er Vianello hinter sich ins Zimmer kommen hörte, fragte er: »Hast du in ihrem Schlafzimmer noch was gefunden?«

»Nein. Nicht viel. Nur dass sie eine Vorliebe für hübsche Unterwäsche und teure Pullover hatte.«

Brunetti kam auf die Beine und ging zu der Kommode zurück. Er zog die obere Schublade heraus und zeigte auf die Zellophanpäckchen, die da lagen. »Alles verschiedene Größen, alles ungeöffnet.« Vianello trat neben ihn. »Dasselbe mit den Strumpfhosen«, fuhr Brunetti fort. »Unten liegen Pullover – kein Kaschmir – und ein Pyjama, alles offenbar erst vor kurzem gewaschen.«

»Was schließt du daraus?«, fragte Vianello und gestand achselzuckend: »Ich verstehe das nicht.«

»Gäste bringen ihre eigenen Sachen mit«, meinte Brunetti. Vianello schwieg. »Auf jeden Fall ihre eigene Unterwäsche.«

Die beiden gingen zu dem Zimmer zurück, in dem die Tote gelegen hatte. Von der Tür aus sah Brunetti, dass der Blutfleck nicht aufgewischt worden war, und versuchte, sich vorzustellen, was das für ein Anblick für die Angehörigen sein würde, wenn sie in das Zimmer kamen. Immer wieder, wenn er sich mit den Hinterlassenschaften des Todes beschäftigte, fragte er sich, was für ein Gefühl es sein mochte, die letzten Spuren eines Lebens aufzuwischen, und wie man das ertragen konnte.

Erst die Abwesenheit der Toten erlaubte es Brunetti, sich <sup>[41]</sup> auf das Zimmer zu konzentrieren. Es war größer, als er zunächst gedacht hatte. Rechts befand sich eine Schiebetür, dahinter eine kleine Küche, ausgestattet mit Holzschränken und, wie er vermutete, marokkanischen Fliesen an den Wänden.

Da die Küche zu klein war, stand der Esstisch in dem größeren Zimmer, ein zweckmäßiges Rechteck mit vier Holzstühlen. Erst jetzt fiel Brunetti auf, wie schmucklos das Zimmer eingerichtet war. Auf dem Boden ein beigefarbener Läufer, an einer Wand ein nicht allzu großes Kruzifix, das aussah, als stamme es aus der Massenproduktion eines

nichtchristlichen Landes: Andernfalls hätte Jesus niemals so rosige Lippen und Wangen gehabt, und auch sein Lächeln wirkte ziemlich fehl am Platz.

Mit der Rückseite zu den Fenstern, die auf den *campo* und die angestrahlte Apsis der Kirche hinausgingen, stand ein dunkelbraunes Sofa. Rechts davon musste einmal eine Tür in der Wand gewesen sein, die bei einer der Umbaumaßnahmen, denen man das Haus im Lauf der Jahrhunderte unterzogen hatte, zugemauert worden war. Bei der letzten Renovierung hatte man einige dieser Steine wieder entfernt, die Öffnung verputzt, Bücherbretter eingefügt und das Ganze zu einem Einbauregal umgestaltet.

Neben dem Sofa stand, ebenfalls vom Fenster abgewandt, ein Tisch mit einer Schreibmaschine. Brunetti glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Aber doch, das war tatsächlich eine alte tragbare Olympia, wie seine Freunde sie vor Jahrzehnten zur Uni mitgenommen hatten. Seine Eltern hatten sich keine für ihn leisten können. Er setzte sich an den Schreibtisch und hielt die Hände über die Tasten, achtete aber <sup>[42]</sup> darauf, sie nicht zu berühren. Er musste den Kopf ganz nach hinten drehen, um aus dem Fenster zu sehen, orientierte sich am Glockenturm der Kirche und stellte fest, dass die Aussicht nach Norden ging: Bei Tageslicht reichte der Blick von hier oben im zweiten Stock bis zu den Bergen.

Unterdessen sah Vianello sich in der Küche um, machte Schubladen auf und zu, spähte in den Kühlschrank. Brunetti hörte Wasser laufen und ein Glas klirren, Geräusche, die er tröstlich fand.

Auch wenn der Schreibtisch offensichtlich nach Fingerabdrücken abgesucht worden war, streifte er aus Gewohnheit Latexhandschuhe über und zog erst dann die eine Schublade auf, ohne zu wissen, wonach er suchte. Erleichtert bemerkte er, dass wenigstens dort Unordnung herrschte: ungespitzte Bleistifte, ein paar Heftklammern, ein Füller ohne Kappe, ein Manschettenknopf, zwei Knöpfe, eine blaue Kladde, wie Schüler sie benutzten und ebenso leer wie viele Schulhefte.

Er zog die Schublade ganz heraus und stellte sie neben die Schreibmaschine. Dann bückte er sich und spähte in die Öffnung, aber dort war nichts versteckt; auch an der Unterseite der Schublade war nichts festgeklebt. Er kam sich ziemlich albern vor, da Marillo und seine Leute das alles garantiert auch schon getan hatten, ging aber trotzdem in die Knie und sah nach, ob unter der Tischplatte etwas angeklebt war. Nein, nichts.

»Wonach suchst du?«, fragte Vianello hinter ihm.

»Ich weiß auch nicht«, gab Brunetti zu und stemmte sich hoch. »Das ist alles so ordentlich.«

»Aber ist das nicht ein gutes Zeichen?«, fragte Vianello.

<sup>[43]</sup> »Theoretisch schon. Sicher«, sagte Brunetti. »Aber...«

»Aber du willst nicht akzeptieren, dass sie an einem Herzversagen oder einem Schlaganfall gestorben sein könnte, wie Rizzardi angedeutet hat.«

»Ich will überhaupt nichts«, sagte Brunetti gereizt. »Aber du hast den Fleck an ihrem Schlüsselbein gesehen.«

Statt einer Antwort atmete Vianello einfach nur tief aus. Von dem seltsamen Gefühl, das er gehabt hatte, wollte Brunetti lieber nichts sagen, da er fürchtete, Vianello werde es als Torheit abtun.

»Nichts weist darauf hin, dass hier jemand herumgewühlt hat«, sagte Vianello. Er sah nach der Uhr, die neben dem Kühlschrank hing. »Es ist kurz vor drei, Guido. Sollten wir nicht die Tür abschließen und versiegeln und morgen – ich meine nachher, heute – weitermachen?«

Als er hörte, wie spät es war, spürte Brunetti auf einmal die lähmende Schwere und erinnerte sich daran, wie müde er schon vor dem Essen mit Patta und Scarpa gewesen war.

Er nickte. Sie gingen durch die Wohnung und machten die Lampen aus. Die Fensterläden ließen sie auf, so wie sie sie vorgefunden hatten: Vom *campo* kam genug Helligkeit herein, so dass sie sich auch nach Löschen fast aller Lichter mühelos in der Wohnung bewegen konnten. Brunetti öffnete die Wohnungstür und machte die Treppenbeleuchtung an. Vianello zog eine Rolle rotweißes Band hervor und klebte ein riesiges X auf die Tür. Brunetti schloss ab und steckte die Schlüssel ein, die er von dem Tisch neben der Tür genommen hatte. Ein Adressbuch hatten sie nicht gefunden. Nur ein normales Telefon ohne gespeicherte Nummern, und jetzt war es zu spät, die Frau oben mit Fragen nach Angehörigen <sup>[44]</sup> der Toten zu belästigen. Brunetti drehte sich um und ging die Treppe hinunter.

»Die Frau oben hat gesagt, sie sei die letzten fünf Tage in einem Hotel in Palermo gewesen. Das werde ich überprüfen«, sagte Brunetti.

Als sie an der Wohnungstür in der Etage darunter vorbeikamen, wies Vianello mit dem Kinn darauf. »Die Leute hier haben uns rauf- und runtergehen hören, falls sie uns also was zu sagen gehabt hätten, hätten sie das wohl getan.« Bevor Brunetti etwas dazu bemerken konnte, fügte er hinzu: »Aber ich gehe heute noch mal hin und frage sie. Man kann ja nie wissen.«

Draußen rief der Ispettore die Wache am Piazzale Roma an und bat, ein Boot zu schicken, das ihn an der Anlegestelle Riva di Biasio abholen sollte. Brunetti wusste, dass er zu Fuß schneller nach Hause kam, also gab er seinem Mitarbeiter die Hand und machte sich auf den Weg.

Als Brunetti aus unruhigem Schlaf erwachte, war seine Familie schon ausgeflogen. Er blieb noch eine halbe Stunde lang zwischen Schlaf und Wachen liegen und dachte an Signora Giustis Bemerkung: »Sie war eine gute Nachbarin«, und das klebrige rote Zeug, das ins weiße Haar dieser guten Nachbarin gesickert war. Sein selektives Gedächtnis verweilte bei Marillos verlegener Zurückhaltung und spielte noch einmal Rizzardis kühle Gründlichkeit ab. Er drehte sich auf den Rücken und starrte an die Decke. Würde er so etwas über sich von einer Frau hören wollen, die längere Zeit im selben Haus gelebt hatte? Dass er ein guter Nachbar gewesen sei? War das alles, was über jemanden, den man seit Jahren kannte, zu sagen blieb?

Schließlich ging er grummelnd in die Küche, wo er einen Zettel von Paola fand. »Hör auf zu grummeln. Kaffee auf dem Herd. Nur anmachen. Frische Brioche auf der Anrichte.« Er sah Nummer zwei und vier und tat Nummer eins und drei. Während der Kaffee aufkochte, ging er ans hintere Fenster und schaute nach Norden hinaus. Die Dolomiten waren deutlich zu sehen, dieselben Berge, denen Signora Altavilla den Rücken zugekehrt hatte und auf die Signora Giusti hinaussah.

Brunetti mochte der Sohn, Enkel, Urenkel – und mehr – von Venezianern sein, dennoch empfand er die Gegenwart der Berge seit jeher tröstlicher als die des Meeres. Jedes Mal wenn er von dem nahenden Unheil hörte, das die <sup>[46]</sup> Menschheit vom Erdboden hinwegfegen würde, etwas über die vielen giftigen und radioaktiven Abfälle las, die von der Mafia vor der Küste Italiens im Wasser versenkt wurden, fand er Trost beim Anblick der majestätischen Größe der Berge. Er hatte keine Ahnung, wie viele Jahre dem Menschen noch blieben, aber dass die Berge alles Kommende überleben würden und es danach immer noch ein Leben auf der Erde geben würde, dessen war er gewiss. Er hatte noch keinem, nicht einmal Paola, von diesen Gedanken oder dem seltsamen Trost erzählt, den sie ihm gewährten. Berge waren für ihn etwas Dauerhaftes, während das unbeständige Meer sich nicht nur aufwühlen ließ, sondern auch den vom Menschen angerichteten Verwüstungen ausgeliefert war.

Er dachte gerade an den im Pazifik treibenden kontinentgroßen Wust aus Müll und Plastik, als das Brodeln des Kaffees ihn in die harmlosere Realität zurückholte. Er schenkte sich eine Tasse ein, gab Zucker dazu und nahm eine Brioche aus der Tüte. Die Tasse in einer Hand, die Brioche in der anderen, kehrte er zu seinen Betrachtungen über die Berge zurück.

Dann verlangte das Telefon nach ihm. Er ging ins Wohnzimmer und meldete sich mit vollem Mund.

»Wo sind Sie, Brunetti?«, schallte Patta aus dem Hörer.